

Standard und Tradition. Oder: Tradition und Standard?

Josef Müller

Schon die Wahl der Reihenfolge dieser beiden Begriffe ist eine Aussage und Festlegung. Machen wir uns bewusst: Es gibt Hunderassen, die wurden künstlich erschaffen, z.B. der Dobermann und der Eurasier. In einem gewissen Sinn auch der Border Collie. Während bei ihm das Hauptaugenmerk seiner „Benutzer“ auf eine spezifische Leistung gelegt wurde und deshalb das äußere Erscheinungsbild keine so große Rolle spielte, behielt man beim Dobermann die Grundeigenschaften des Pinschers und schuf sozusagen einen neuen, großen Pinscher.

Diese künstlich erschaffenen Rassen werden ausschließlich nach dem für sie niedergeschriebenen Standard gezüchtet. Daneben gibt es nichts, keine Tradition. Während natürlich gewachsene Rassen eben nicht nur (auch wenn die FCI dies anders will) nach dem für sie gültigen Standard gezüchtet werden können, sondern auch gemäß der überlieferten Tradition, die es bereits vor dem Standard gab und aus der der Standard entstanden ist.

Ja, man kann sagen, dass die Standards von künstlich erschaffenen Rassen wegen ihres nicht nur juristischen, sondern auch faktischen Monopols perfekt sein müssen, weil es keine Tradition gibt, die bei der Standardinterpretation hilft – und von den Standards der natürlich gewachsenen Rassen lässt sich sagen, dass sie eben nicht perfekt sein müssen, weil sie sich auf die stützende Tradition verlassen können.

Problematisch wird diese Symbiose von Standard und Tradition, wenn die Züchter oder Standard-Revisoren einer natürlich gewachsenen Rasse die Tradition nicht mehr kennen. Oder glauben, sie könnten ausschließlich nach dem Wortlaut des Standards züchten; oder glauben, die Relikte der Tradition aus dem Standard tilgen zu können. Denn sie züchten dann nach einem Standard, der eben nicht perfekt ist – und es auch nie zu sein brauchte, weil ihn die Tradition ergänzte, ja, mehr als das: Sie war der Humus, auf dem er erst wachsen konnte. Lassen Sie mich Ihnen dafür ein paar Beispiele aus unserer Langhaar-Rasse geben:

Von 1923 bis 2000 gab es einen Passet im Standard des Langhaar-Bergers (und auch des Montagne des Pyrénées), der besagte, dass der Kopf beider Rassen dem des Braunbären gleicht. Nun ist der Braunbär heutzutage in unseren Landen erst recht, aber auch in den Pyrenäen ein im Alltag eher selten gesehenes Wildtier, sodass wir uns Bilder vom Braunbären ansehen müssen, um überhaupt die spezifischen Kennzeichen seines Kopfs zu erfassen. Und dabei sollten wir nicht nur den Kopf, sondern auch dessen Verhältnis zum Körper betrachten. Wenn Sie nun ratlos auf ein Bild des Braunbären schauen und nicht so recht wissen, wie dieser Passet des Standards zu verstehen ist, dann wird zunächst einmal klar, dass Sie nicht in der pyrenäischen Tradition stehen. Und diese Situation ist, wie ich oben schon andeutete, recht problematisch. Nicht so für die Men-

schen der Pyrenäen in früheren Jahrhunderten: Der Graf von Foix, Gaston Phoebus, beschreibt in seinem epochemachenden Werk über die Jagd alle Wildtiere seiner Heimat, nur nicht den Braunbären. Hierzu bemerkt er nur knapp, er könne sich die Beschreibung des Braunbären sparen, da ja jeder in den Pyrenäen oft genug Braunbären gesehen habe. Der Braunbär war und ist immer noch das emblematische Wildtier der Pyrenäen, seit der Eiszeit bis heute. Die Braunbärin war *das* Fruchtbarkeitsymbol der Pyrenäen – sie begab sich im Spätherbst in die Unterwelt, starb einen symbolischen Tod im Winter, in der auch für die Menschen härtesten Jahreszeit, und besiegte strahlend den „Tod“, indem sie im Frühling mit zwei oder gar drei Bärenjungen dem „Grab“ entstieg. Diese Bärenmythologie habe ich im 1. Band der *Kynologischen Zeitreise* ausführlich dargestellt.

Dieses Sinnbild des ewigen Lebens ist eine Mythologie, die bedeutend älter, aber auch diesseitiger ist als der christliche Glaube an die Wiederauferstehung. Die Pyrenäen-Menschen

waren schon glücklich, wenn sie im Montagne des Pyrénées mit seinem bärenartigen Kopf (gibt es heute kaum noch) einen Anti-Bären und im Berger des Pyrénées ein domestiziertes „Bärenjunges“ als Fruchtbarkeitsymbol und Fruchtbarkeitsgarant im Haus und an der Herde hatten. Und es war ja nicht nur der Kopf: Die Fortbewegung des Bären spiegelt sich in der Toleranz des Standards gegenüber dem Passgang beim Berger des Pyrénées und auch im Bild von Bergons de Soum (Foto 2):

Passgang ist nicht zu bestrafen (im Ring).

Und auch die Selektion auf Stummelrutigkeit bzw. Rutenlosigkeit beim Berger geht auf die Wirksamkeit der Bären-Mythologie zurück – so heißt es in der Standardversion von 1948:

Viele Exemplare sind kupiert. Einige haben eine Stummelrute, die nie kupiert wurde.

Es ist sehr aufschlussreich, rutenlos, stummelrutig und langrutig geborene Welpen in der Phase zu beob-

Foto 1: Bärin mit zwei Bärenjungen

Foto: Archiv JM



achten und zu vergleichen, in der sie das Laufen „lernen“: Langrutige Welpen haben in dieser kurzen Übergangsphase eine stabilere Fortbewegung in der Hinterhand als stummelrutige und diese wiederum eine stabilere Haltung als rutenlos geborene Welpen. Dies mag aus biologischer Sicht ein kurzfristiger evolutionärer Vorteil sein für langrutig geborene Welpen. Da aber die Fortbewegung der Stummelrutigen und Rutenlosen in dieser Phase sehr der des Braunbären gleicht, schließe ich daraus, dass die Bärenmythologie gesiegt hat über den evolutionären Vorteil in der Selektion der pyrenäischen Hirten auf Stummelrutigkeit und Rutenlosigkeit. Nach dieser kurzen Phase des Unterschieds gleichen sich die Welpen in der Fortbewegung einander an. Das mythologische Glücksgefühl der Hirten, Minibären in der Wurfkiste zu haben, war in dieser Hinsicht also zwar nur von kurzer Dauer, dafür aber um so nachhaltiger. Ob die Züchter heutzutage diese Komponente der Tradition respektieren oder nur in Erinnerung behalten, mag jeder für sich entscheiden. Der Rasse geschadet hat diese Komponente jedenfalls nicht. Wir sehen, dass sich die Tradition nicht nur im Kopfbereich auf die Zuchtziele des Standards auswirkt, aber dort doch sehr intensiv.

Wenn nun der Passus über den Braunbärenkopf seit dem Jahr 2000 aus den Standards von Langhaar-Berger und Montagne des Pyrénées gestrichen ist – mit der Begründung, man wolle die beiden Standards ein wenig entrümpeln, wörtlich: *dépoussiérer*, entstauben! -, dann sollten die Züchter dieser Rassen in der neuen Standardversion einen vollgültigen Ersatz vorfinden, der ihnen explizit sagt, wie der Kopf zu züchten ist. Dem ist leider nicht so:

Der FCI-Standard N° 141 sagt in der aktuellen Version über den Kopf, er sei dreieckig. Gut, aber welche Art von Dreieck? Ein spitzes Dreieck? Ein

stumpfes Dreieck? Irgendwo dazwischen? Und wenn irgendwo dazwischen, wo dann genau oder auch nur ungefähr zwischen spitzem und stumpfem Dreieck? Diese Fragen beantwortet der Standard nur unvollkommen – da kann uns eher die Tradition weiterhelfen. Auch finden wir keinen expliziten Hinweis über die Proportionalität von Kopf und Körper in unserem Langhaar-Standard – während er im Berghund-Standard gegeben wird – und keinen expliziten Hinweis auf eine Besonderheit in der Stellung der Ohren.

Proportionalität von Kopf und Körper:

Im aktuellen Standard des Montagne des Pyrénées ist eine Komponente des poetischen Bildes vom Braunbärenkopf noch erhalten:

Kopf: Nicht zu stark im Verhältnis zum Körper.



Foto 2: Bergons de Soum um 1930 – der ideale Pyrenäen-Berghund Foto: Archiv JM

Hat man die pyrenäische Tradition inhaliert, dann weiß man, was gemeint ist. Kennt man die pyrenäische Tradition aber nicht, so bleibt ein Spielraum: Wie sehr oder wie wenig ist dieses *nicht zu stark* denn nun zu verstehen? Sie meinen, das ließe sich nicht präzisieren? Oder gar quantifi-

zieren? Ihnen kann geholfen werden. Oder um es anders zu sagen: Ich könnte es Ihnen erklären, aber Sie würden es danach doch nicht verstehen wollen. Lassen Sie mich dennoch meinem immer noch nicht ganz überwundenen pädagogischen Impetus nachgeben und einen Versuch wagen – vielleicht will es die eine oder der andere danach ja doch verstehen:

Wenn Sie die Kopflänge messen, mit 100 multiplizieren und das Ergebnis durch die Widerristhöhe teilen, erhalten Sie einen Kopf-Index. Bei fast allen normal gebauten Rassen (also nicht Dackel usw.) kommen Sie auf ein Ergebnis, das meist eng bei 40.0 liegt. Bei Molossern liegt das Ergebnis deutlich über 40.0, beim Langhaar-Berger und beim Montagne des Pyrénées signifikant bei 38.0, manchmal auch nur bei 37.0. Liegt das Ergebnis bei 36.0, dann ist auch für das ungeübte Auge zu erkennen, dass der Kopf im Verhältnis zum Körper zu klein ist. Liegt das Ergebnis für einen Vertreter der beiden Rassen bei 43.0 oder gar 44.0, dann wird auch der ungeübte Betrachter diesen Kopf für zu groß oder jedenfalls proportional für größer im Verhältnis zum Körper halten. Vergleicht man die beiden Rassen in dieser Hinsicht mit ihren spanischen Cousins, also den Langhaar-Berger mit dem Gos d'Atura und den Montagne des Pyrénées mit dem Mastin de los Pirineos, dann fällt sofort auf, dass diese beiden mit Berger bzw. Montagne nah verwandten Rassen nicht mehr in der Bärentradition gezüchtet werden, denn im Gegensatz zum Kopf des Braunbären, der im Verhältnis zum Körper proportional klein wirkt (was durch Messungen an ausgestopften Exemplaren belegt wird), sind die Köpfe der beiden spanischen Rassen groß – in Zahlen ausgedrückt liegt ihr Kopfindex sehr deutlich über 40.0.

Wenn nun auf der diesjährigen Clubschau des französischen Vereins eine finnische RichterIn im Richterbericht

von Brix vom Burgstall zu Kissing einen „kleinen Kopf“ kritisiert, dann darf man nach Kenntnis des für Langhaar-Bergers üblichen Kopfindex von 38.0 einen Kopf erwarten mit der Indexzahl 36.0. Brix aber hat einen Kopfindex von 39.53 – mithin ist sein Kopf keineswegs klein im Verhältnis zu seinem Körper. Offensichtlich hat diese RichterIn nicht begriffen, dass es ein Spezifikum des Langhaar-Berger und auch des Montagne des Pyrénées ist, analog zum Braunbären einen proportional eher kleinen Kopf zu haben. Das kommt davon, wenn man den Passus vom Braunbärenkopf im Standard streicht, ohne das semantische Potential dieses poetischen Bildes in prosaische Realität zu überführen. Man kann im Standard schreiben, dass die Schädelbreite und die Schädelhöhe möglichst gleich sein sollen, man kann schreiben, dass das Verhältnis von Schädelhöhe und Fanglänge 60:40 sein soll – das passt beides hervorragend auf den Kopf des Braunbären. Aber man darf nicht vergessen, im Langhaar-Standard das Verhältnis des Kopfs zum Körper zu präzisieren. Im poetischen Bild war dieses Verhältnis genial aufbewahrt, und wer von der Tradition her kam, der hatte dieses Verhältnis mit der pyrenäischen Muttermilch aufgesaugt. Aber wer aus einem anderen „Kulturkreis“ als den Pyrenäen kommt – und hier ist es egal, ob aus Finnland, Holland, Deutschland oder Japan beispielsweise -, der braucht die explizite Hilfe des Standards in diesem Kriterium. Und wer den Standard so kastriert, dass implizite Informationen ersatzlos gestrichen werden, der zeigt ebenfalls, dass er außerhalb der pyrenäischen Tradition steht. Gleiches gilt für eine Besonderheit in der

Stellung der Ohren:

Nach dem in den 1980er Jahren europaweit verbreiteten Ohrenkupierverbot musste der standardführende

Verein sich etwas einfallen lassen, um die natürlich belassenen Ohren des Langhaar-Bergers im Standard angemessen zu beschreiben. Man bemühte sich um größtmögliche Toleranz, weil man nach 60 Jahren kupierter Ohren keine Ahnung mehr von natürlich belassenen Ohren hatte. Das Ergebnis war die Erlaubnis verschiedenster Ohrformen, die mit der Tradition nur sehr bedingt in Einklang zu bringen waren: Sheltie- oder Collié-Ohren sind keine pyrenäischen Ohren. Aber gut: Lieber zuviel Toleranz als Rigorosität, um Unwissen zu kaschieren. Gut 20 Jahre nach diesem Toleranz-Edikt hat die Standardkommission des französischen Vereins eine angemessene Lösung der Ohrenfrage gefunden: Die Ohren sollen so angesetzt und gestellt sein, dass sie die Schädelbasis (optisch) verbreitern. Das ist eine ausgezeichnete pyrenäische Lösung des Problems. Da aber die allermeisten Züchter und Richter durch die Schule Mansencals gegangen sind, bedürfte es im Standard doch noch eines kleinen zusätzlichen Hinweises: Dass nämlich die Ohren leicht divergent angesetzt sein sollen.



Foto 3: Bärger des Pyrénées Foto: Archiv JM

Wenn Sie Fotos von Braunbärenjungern, aber auch von erwachsenen Braunbären betrachten, sehen sie divergent angesetzte Ohren. Diese Divergenz verstärkt noch zusätzlich die ohnehin betonte Schädelbreite des Braunbärenkopfs. Was hat das mit Mansencal zu tun? Dazu muss ich eine Anekdote zum Besten geben, die mir Annick Sénac-Lagrange erzählt hat. Der junge Mansencal kam mit ersten selbst gezüchteten Bergers auf die Ausstellungen, und die Mutter von Annick, Madame Sénac-Lagrange, sprach ihn auf den von ihm praktizierten Schnitt der Ohren an: Dies sei nicht der traditionelle Schnitt, der würde nämlich die Divergenz der Ohren verstärken. Mansencals Schnitt aber würde die Vertikalität der Ohren betonen. Der junge Mansencal soll entgegnet haben: Das hier gefällt mir besser so! Dass diese von Annick Sénac-Lagrange erzählte Anekdote sich tatsächlich so zugetragen haben wird, das belegt meine Erinnerung an eine andere, persönlich erlebte Episode mit Mansencal: Vor unserem üblichen Besuch bei ihm waren wir bei Frau Clavère, die uns ihren neuen Deckrüden Pollux vorstellte. Ich erwähnte unseren Besuch bei Frau Clavère und dass ich den neuen Deckrüden gesehen hätte. Darauf fragt mich Mansencal, was an dem Hund zu kritisieren sei. Ich wusste nichts zu kritisieren. Darauf platzte Mansencal mit der Bemerkung heraus: Aber der hat doch divergente Ohren!

Es wird an diesen beiden Episoden deutlich, dass jemand, der von den späten 1960er Jahren bis zum Jahr 2000 die Entwicklung und Verbreitung des Berger des Pyrénées weltweit intensiv beeinflusst hat, mit dem Bären-Passus im Standard nichts anzufangen wusste. Mansencal, in Bordeaux geboren und aufgewachsen, sich aber immer als Pyrenäer gebend, hatte die Bären-Mythologie nicht mit pyrenäischer Muttermilch eingesaugt – und sich auch nicht im Nachhinein bemüht, ihre

Funktion im Standard als züchterische Handlungsanleitung zu begreifen.

Mansencals unsensible Haltung der pyrenäischen Tradition gegenüber wäre im Weiteren belanglos, wenn sie nicht einschneidende züchterische Risiken mit sich brächte: Wer auf Vertikalität der Ohren selektiert, verliert die durch divergente Ohren optisch erreichte Verbreiterung der Schädelbasis – er muss diesen Verlust durch eine kompensatorische Maßnahme ausgleichen: Nämlich durch die reale Verbreiterung des Schädels. Gelang es mit divergenten Ohren, eine Schädelbreite:Schädellänge-Relation von 48:52 immer noch als breiten Schädel erscheinen zu lassen, so musste man jetzt mit vertikal gestellten Ohren die Schädelbreite:Schädellänge-Relation auf 50:50 und manchmal sogar darüber hinaus aufstocken, um einen optisch breiten Eindruck zu erwecken. Das brachte teilweise auch Geburtsprobleme mit sich, Probleme, die die Tradition kaum kannte.

Eine andere Möglichkeit, den verlorenen Eindruck des stark dreieckig angelegten Kopfs wiederherzustellen, war die Streckung des Schädellänge:Fanglänge-Verhältnisses. Genügte bei einer durch divergente Ohren rein optisch hergestellte Schädelbreite ein Schädellänge:Fanglänge-Verhältnis von 58:42, so musste man bei vertikal gestellten Ohren ein Schädellänge: Fanglänge-Verhältnis von 60:40 anstreben, um den verlorenen Eindruck eines stark dreieckigen Kopfs wieder zu erreichen. Wir wissen mittlerweile aus langjähriger Erfahrung, dass mit diesem Schädellänge:Fanglänge-Verhältnis von 60:40 das Vorbissrisiko deutlich gesteigert wird – und dass es umgekehrt mit dem von uns im CBP angestrebten Schädellänge:Fanglänge-Verhältnis von 58:42 deutlich geringer ist. Der Standard in seiner aktuellen Version weiß von diesen Erfahrungen nichts, denn er wünscht ein Verhältnis von 3:2, also 60:40 ...

Wir sehen, dass Standard und Tradition bei unserer Rasse eine Symbiose bilden müssen, ja dass der Standard ohne die Kenntnis der Tradition Stückwerk bleibt und zur Spielwiese irriger Interpretationen und Zielsetzungen werden kann. Die eingangs gestellte Frage nach der Reihenfolge der beiden Titelbegriffe ist jetzt einfacher zu beantworten:

Tradition und Standard!

Wir züchten mit dem Langhaar- und dem Glatthaar-Berger zwei Rassen (oder Varietäten), die natürlich entstanden sind in einem Biotop, in dem der Hirte nur Bestandteil unter mehreren war, und die in einem viel längeren Zeitraum nur nach der Tradition und ohne explizit formulierten Standard gezüchtet wurden als die jetzt gut 90 Jahre der standardgeleiteten Zucht. Und die Tradition war mit dem ersten Standard nicht beendet, sondern sie dauert fort bis heute. Gewiss hat sie in den 1980er und 1990er Jahren einen gewaltigen Einbruch erlitten, als die umstrukturierten Landwirtschaftsbetriebe in den Pyrenäen – wenn überhaupt – einen anderen Hütehund besser gebrauchen konnten. Aber selbst in dieser Zeit des brutalen Traditionsabbruchs haben einige Hirten und Bauern in einigen kleinen gallischen Dörfern der Pyrenäen dem Berger des Pyrénées die Treue gehalten, nicht aus Sentimentalität heraus, sondern weil die intelligenteren Hirten wussten, dass im pyrenäischen Nebel der Border Collie sein Eying nicht so besonders gelungen überbringen kann zu den Schafen. Und die, die weiterhin dem Berger den Vorzug geben, sie werden wieder mehr in den Pyrenäen. Und sie interessieren sich nicht für den Standard des französischen Vereins, sie züchten aus der Tradition heraus, die viel älter ist als der Standard.

Meine Frau und ich haben 2003/04 und 2013 Welpen von solchen Hirten

geholt und sie in unsere Zucht integriert. 2013 haben wir vier Welpen (Glatthaar und Mittel-langhaar) aus drei nichtverwandten Arbeitslinien von drei verschiedenen Hirten in den Pyrenäen importiert.



Foto 4: Glatthaarrüde Irun, 4 Monate alt

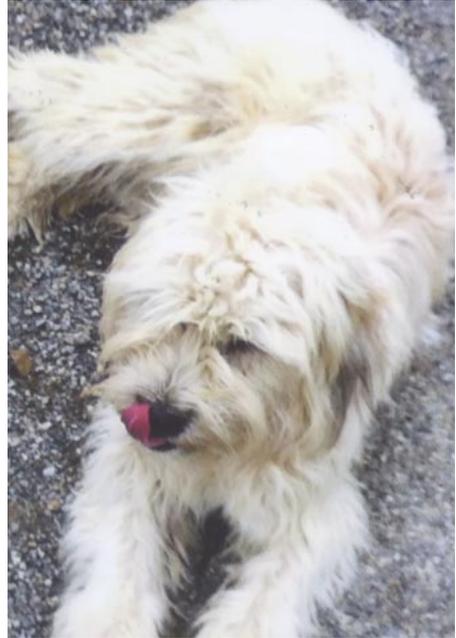


Foto 5: Vater von Irun



Foto 6: Mutter von Irun Fotos: Claudia Müller

Iruns Eltern arbeiten an einer Kuhherde, die Eltern der anderen importierten Welpen arbeiten an Schaf-, Ziegen- bzw. Kuhherden im Vallée d'Aspe bzw. im Vallée de Barétous –

diese beiden Täler waren auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Einzugsbereich, aus dem Pierre Poey seine Berger-Zucht aufgebaut hat. Die Typ-Konstanz ist erstaunlich:



Foto 7:
Poilu und Mouche – Bergers aus dem Aspe-Tal

Foto: Archiv JM



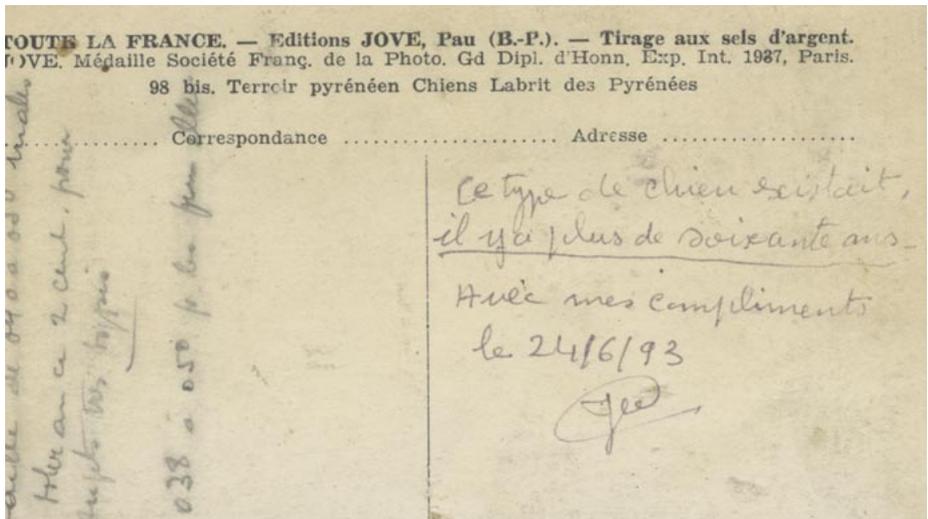
Foto 8:
Mittellanghaarhündin Verdette links, davor Glatthaarhündin Arette

Foto: Claudia Müller



Foto 9: Hunde aus der Zucht von Pierre Poey Mitte der 1930er Jahre Foto: Archiv JM

Bild 10: Rückseite von Foto 9 mit einem Kommentar von Jean Janicot aus dem Jahr 1993: »Dieser Typ Hund existierte vor mehr als 60 Jahren.«



Ein weiterer, nicht von uns importierter Rüde stammt von einem Bauernhof aus dem Vallée de Campan in der Umgebung von Bagnères-de-Bigorre. Dieser Rüde ist mit den vier vorgenannten Hunden nicht verwandt, diese vier entstammen drei verschiedenen Arbeitslinien, so stehen uns mit diesen insgesamt fünf Hunden vier nicht miteinander verwandte Linien zur Verfügung. Bereits 2004 haben wir von der spanischen

Seite drei Welpen aus einem Wurf importiert, davon sind die beiden Hündinnen Europa und Espinama in die Zucht gekommen, der Bruder El Cable wurde mit 57 cm leider zu groß (die Spanne der Widerristhöhe reicht in der Naturpopulation von 36 cm bis knapp 60 cm – man betrachte hierzu den Euskal Artzain Txakurra; im ersten, von der FCI nicht anerkannten Standard für den Berger lag die Größenobergrenze bei 55 cm).



Foto 11: El Cable, der später zu groß wurde Fotos: Claudia Müller



Foto 12: Europa rechts und Espinama links, im Hintergrund verdeckt El Cable

Wir haben die beiden Hündinnen mit durchgezüchteten Rüden gepaart und in der F2-F3-Generation in der „Rückkreuzung“ eine interessante Farbe realisiert, die uns zunächst schockiert hat: „Rotschimmel“. Dazu habe ich 2012 in der PyPo (N° 141, S. 39-77) einen Beitrag veröffentlicht, dessen erneute Lektüre ich in diesem Zusammenhang nur empfehlen kann.

(Anm. d. Red.: Die Ausgabe kann bei der Geschäftsstelle bestellt werden.)

Wie ich dort dargelegt habe, ist diese vom offiziell gültigen Standard von 1923 bis heute nicht explizit gelistet als Fehlfarbe und auch durch den Passus, dass die Körperoberfläche nur bis zu einem Drittel mit Weiß bedeckt sein darf, *nicht* (!) implizit verboten. Denn in der aktuell gültigen Version des FCI-Standards N° 141 heißt es unter den zum Zuchtausschluss führenden Merkmalen hinsichtlich der Fellfarben:

Weiße Fellfarbe oder eine nicht im Standard präzisierte Farbe; Weißanteile über 1/3 des Fells bei den Schwarzen.

Zwar heißt es in derselben Version unter

Farbe des Fells: Fauve mehr oder weniger dunkel, gekohlt oder nicht, manchmal mit ein wenig Weiß an der Brust und den Extremitäten.

Aber das ist die Wunschvorstellung des Standards; die tolerierten Abweichungen von diesem Idealbild liegen zwischen dieser Wunschvorstellung und dem o.g. Grund für den Zuchtausschluss, der bei mehr als 1/3 Weiß über die gesamte Fellfläche ja nur die Schwarzen betrifft. Formal argumentiert ist dieser Gedankengang wohl kaum zu widerlegen. Natürlich entspricht das nicht dem Geist, sondern nur dem Buchstaben des Standards. Wer aber den Standard entrümpeln wollte, der sollte auch in der Lage sein, ihn widerspruchsfrei und im Einklang mit dem pyrenäischen Geist zu formulieren.

In einer künstlich erschaffenen Rasse ist der Fall klar: Diese Fehlfarbe „Rotschimmel“ führt zur Disqualifikation. So müsste es auch in diesem Fall sein, gäbe es da neben der Hyperpräzision des aktuellen Standards nicht auch noch die Tradition. Just in dem – allerdings sehr kurzlebigen – Vorgängerstandard aber, der von 1922 bis 1923 gültig war, wird „Rotschimmel“ als Farbe gelistet, wenn auch nur als Fehlfarbe (und auch noch als Fehlbezeichnung einer Fehlfarbe, doch dazu später). Dr. Dutrey erwähnt sie in seiner Dissertation um 1927, die maßgeblich von Bernard Sénac-Lagrange mitgestaltet wurde (BSL als inoffizieller Doktorvater); und Dhers erwähnt die Farbe in einem Beitrag über die Rasse noch 1949. Danach wird diese Farbe totgeschwiegen. Und kommt in der F2/F3-Generation aus einer Traditionslinie wieder ans Tageslicht.

Was fangen wir jetzt mit dieser Information an? Die Standardautoren standen vor der Aufgabe, eine Naturrasse hoffähig zu machen für einen FCI-Standard. Der kynologische Begriff der Rasse war damals vermutlich noch rigider konzipiert als heute, und so musste man eine Naturrasse, die sich aus zahlreichen Taltypen zusammensetzte, dringend vereinheitlichen, um überhaupt einen FCI-Standard zu erlangen. Am einfachsten ging das über eine Reduktion der Farbenvielfalt im Rasserepertoire durch drastische Verringerung der Farbanzahl – und durch Reduktion im Individuum, indem einfarbige Hunde mehrfarbigen Individuen vorgezogen werden – das sagt der Standard von 1923 bis heute, wohlwissend, dass damit nur noch Fauve, Grau und Schwarz übrigbleiben. Schwarz-Lohfarben wird zur Fehlfarbe erklärt, weil es den damals üblichen Verdacht nahelegt, es könne sich um das Produkt einer Einkreuzung vom schwarz-lohfarbenen Berger du Languedoc handeln, aber als einfacher Fehler wird die Farbe noch innerhalb der Rasse toleriert (die Bereitschaft der Stan-

dard-Autoren, Einkreuzungen zu vermuten, haben wir ja schon mit dem Verbot des Ohrenkupierens kennengelernt: Ein natürlich aufrecht stehendes Ohr verweist angeblich auf eine Einkreuzung, aber das ist noch zu harmlos formuliert – im Standard stand:

Ein natürlich aufrecht stehendes Ohr ist nur durch Einkreuzung möglich.

„Rotschimmel“ ist zu bunt, zu viel Vielfalt im Individuum, weg damit – außerdem legt der hohe Weißanteil den unsinnigen Verdacht einer Einkreuzung des Montagne des Pyrénées nahe. Unsinnig, weil der Montagne auf dem S-Genort (hypothetisch) mit $s(w)$ $s(w)$ ausgestattet ist und nicht – wie die „Rotschimmelige“ – mit $s(p)$ $s(p)$, wobei p für **piebald** steht. Aber Vorsicht: Der S-Genort ist noch nicht hinreichend molekulargenetisch analysiert, so ist z.B. das Allel $s(w)$ noch nicht nachgewiesen. Zudem kann ein mit SS ausgestatteter Hund dennoch winzige weiße Abzeichen haben, ein mit S $s(p)$ ausgestatteter Hund kann aussehen wie ein $s(i)$ $s(i)$ Hund, ein $s(p)$ $s(p)$ Hund kann ganz oder fast ganz weiß sein. Wenn ich mich hier festlege auf $s(p)$ $s(p)$ für „Rotschimmelige“, so geschieht das rein hypothetisch und kann morgen schon molekulargenetisch korrigiert werden.

Man kann sich jetzt auf den Standpunkt stellen, man dürfe mit einer Farbe nicht züchten, die noch nicht einmal als Fehlfarbe im gültigen Standard gelistet ist. Für diesen Standpunkt habe ich Verständnis – aber: Wenn, dann bitte konsequent bleiben! Von 1923 bis 2000 war nämlich auch Gestromt nicht als Farbe, noch nicht einmal als Fehlfarbe im Langhaar-Standard gelistet. Und dennoch wurde nicht nur mit gestromten Hunden gezüchtet, sie wurden auch ausgestellt – und keineswegs disqualifiziert, sondern nicht wenige mit V

bewertet. Der berühmteste gestromte Deckrüde der Langhaarrasse dürfte wohl Orme im Besitz von Mansencal gewesen sein – er ist heutzutage in fast allen Ahnentafeln zu finden. Er wurde relativ selten ausgestellt (er war sehr misstrauisch) und er wurde in allen Richterberichten bis auf einen als grauer Hund beschrieben. Nur Charles Douillard, von Beruf Kunstauktionator, hat ihn auf der Ausstellung in Tarbes als gestromten Hund beschrieben – und mit V bewertet. Orme's Besitzer selbst sprach auch nur von seinem grauen, nicht von seinem gestromten Orme. Mit strenger Standardauslegung hätte dieser Hund ebenso wie alle anderen gestromten Langhaar-Bergers weder zur Zucht zugelassen noch ausgestellt bzw. positiv bewertet werden dürfen.

Als Zuchtleiter habe ich auch in diesem Bereich immer versucht, dem Langhaar-Standard gerecht zu werden, ohne dabei die Tradition zu verraten. Es ist mir in Bezug auf Gestromt gelungen, diese im Langhaar-Standard von 1923 bis 2000 nie gewünschte und nie gelistete Farbe in meiner Zuchtfamilie stark zu reduzieren, indem ich, ohne dirigistisch zu werden, die Züchter bei der Paarungsplanung so überzeugen konnte, dass möglichst Schwarz (= $K(b)$) und nicht Gestromt (= $K(br)$) das Ergebnis war. Das hatte auch den angenehmen Nebeneffekt, dass in der Zucht von Grau-Schwarz-Harlekinen, die ja möglichst nur mit schwarzgeborenen Partnern gepaart werden sollen, auf hundert Ereignisse zu 50% Wahrscheinlichkeit mit Grau-Schwarz-Harlekinen (= $Mm K(b) K(b)$) und zu 50% Wahrscheinlichkeit mit schwarzgeborenen Nachkommen (= $mm K(b) K(b)$) zu rechnen ist. So hat theoretisch jeder Harlekin einen schwarzen Partner, ohne dass man die Deckaktbeschränkung aussetzen müsste. Dies war – wie gesagt – ein willkommener Nebeneffekt bei meiner Anstren-



Foto 13: Pseudo-Panda auf der Clubschau 2013 Foto: Bernd Küker

gung, die Intention des Langhaar-Standards in Bezug auf die von ihm nicht gelistete Farbe Gestromt umzusetzen.

Bis auf einige strittige Umdeklarierungen von reinerbig schwarz geborenen und als solche deklarierte Langhaar-Bergers (K(b) K(b)) zu gestromten Bergers (K(br) K(?)) bei der Zuchtzulassung – die ja bei strenger Standardauslegung hätten disqualifiziert werden müssen – gab es bis zum Jahr 2015 in meiner Zuchtfamilie kaum noch gestromt geborene Welpen. Erst im Jahr 2015 wurde wieder ein Wurf mit fünf Welpen geboren – alle waren gestromt: Vater ist ein aus Frankreich importierter Rüde. Wenn demnächst wieder mehr gestromte als schwarze Bergers gezüchtet werden sollten, dann und nur dann stellt sich in der Tat die Frage nach den passenden Partnern für Grau-Schwarz-Harlekin...

Kommen wir zu „Rotschimmel“ zurück: Unsere „rotschimmelige“ Pseudo-Panda vom Wunderhorn wurde auf der Clubschau 2013 ausgestellt, das beim jungen Welpen klar in

Weiß mit großen, bei der Geburt schwarzen, nach drei bis vier Wochen stark schwarz gekohlten braunen Flecken gezeichnete Fell (Fotos in PyPo 4/2013) war beim erwachsenen Hund in ein helles und weitgehend einheitliches Fauve übergegangen – und der Richter, der diese Fehlfarbe beim erwachsenen Hund (im Gegensatz zu dem Richter des fehlfarbigem erwachsenen Orme) nicht erkennen konnte, bewertete die Hündin, ohne die Fellfarbe im Richterbericht überhaupt zu erwähnen. Damit dürfte auch deutlich werden, dass selbst in der offiziellen Zucht seit 1923 bis heute durchaus „rotschimmelige“ Bergers, deren Fellfarbe nicht bei der Geburt registriert wurde, als „fauve“ Bergers in die Zucht kommen konnten (man verstehe mich nicht falsch: Ich will diese Farbe nicht erhalten, sondern verdrängen – allerdings nicht durch den Zuchtausschluss fehlfarbiger, aber ansonsten guter Hunde, sondern durch Verdrängungspaarung und Ausschleichen des verantwortlichen Gens).

„Rotschimmel“ ist eine pyrenäische Farbe, die aber aus kynologisch-poli-

tischen Gründen nicht aus der Tradition in die offizielle Standardzucht übernommen wurde. Gestromt war als Farbe nur im Glatthaar-Standard von Anfang an gelistet, in dieser Rasse beim erwachsenen Hund ja mühelos erkennbar, mithin war Gestromt auch eine Farbe der Tradition, aber eben nur beim Glatthaar-Berger.

Der Standard schränkt auch die Harlekin ein, wenn er vom „Harlekin in verschiedenen Tonalitäten“ spricht. Ich habe diesen Passus des Standards lange „falsch“ verstanden, weil ich meine Lektüre von der Tradition habe leiten lassen. In der Tradition gab es neben den vom Standard allein zugelassenen Schwarz-Grau-Har-



Foto 14: Gestromter Glatthaar-Berger Foto: Bernd Küker

Hingegen beim Langhaar-Berger verstößt diese Farbe ebenso wie „Rotschimmel“ gegen das Gebot des Standards, möglichst nur eindeutige Farben, also einfarbige Bergers zu züchten. Und auch mit diesem Gebot steht sich der Standard wieder selbst im Weg, wenn er von Anfang an Harlekin als Farbe ohne jede Einschränkung zulässt. Denn auch diese Bergers haben ja keine eindeutige Farbe, sie sind zweifarbig wie der gestromte und der „rotschimmelige“ Berger.

lekinen ja auch die berühmt-berühmten Fauve-Harlekinen und sogar drei- und vierfarbige Harlekinen. Ich verstand „Tonalitäten“ als verschiedene Grundfarben, im Gegensatz zu Pécoult, der immer die Position vertrat, dass damit nur die Abschattierungen von Grau auf Schwarz oder umgekehrt gemeint sind. In diesem Punkt hat Pécoult Recht und ich Unrecht – und doch zeigt die Tradition vor, neben und wohl auch noch nach dem Standard, dass es immer auch

Fauve-Harlekin in der Zucht gab (was ja auch die LOF-Eintragungen der 1920er und 1930er Jahre belegen, wie ich an anderer Stelle dargelegt habe). Also auch hier wieder das Spannungsverhältnis zwischen Tradition und Standard – wobei ich hier dem Standard weitgehend, aber nicht total den Vorrang vor der Tradition einräume: Fauve-Harlekin können so verwaschen sein, dass man sie als Harlekin nicht erkennt. Ein gewichtiges Argument? Ja, wenn da nicht die Schiefergrauen wären. Der Standard akzeptiert von Anfang an die Fellfarbe Schiefergrau – und mit ihr schiefergraue Bergers mit Wechselaugen, also verkappte Schwarz-Grau-Harlekin. Warum dann nicht auch verkappte Fauve-Harlekin akzeptieren? Wir sehen: Logik ist nicht die Stärke des Standards. Seine Stärke ist vielmehr der Wille, den angeblich unhinterfragbaren Vorgaben einer „richtigen“ Rassehundezeit hinterherzulaufen. Zu einem erheblichen Preis: Da wäre einmal die Unlogik in der Ungleichbehandlung von gleichgelagerten Problemen – und da wäre zum ändern die durch die Anpassung an FCI-Normen in Kauf genommene Distanz zur Tradition.

Die Ungleichbehandlung von phänotypisch gleichgelagerten Problemen, wie sie in der unterschiedlichen Sicht des Standards auf verkappte Grauschwarz-Harlekin und verkappte Fauve-Harlekin greifbar ist, könnte auf intuitive Weise molekulargenetisch begründet sein: Das verkürzte Allel $M(c) = M$ (cryptic) bei Schiefergrauen hat nach heutigem Kenntnisstand keine dem intakten M-Gen vergleichbare Schädigung. Ein mit $MM(c)$ ausgestatteter Hund hat nicht die Gesundheitsrisiken (Gleichgewichtsstörungen, Taubheit udgl.) im Gegensatz zu einem mit MM ausgestatteten Hund (allerdings bleibt die Frage zu klären, ob dies auch für Schiefergraue mit Wechselaugen gilt). Ein schiefergrauer Berger, der mit $mM(c)$ ausgestattet ist und fol-

lich ein verkappter mischerbiger Harlekin ist, kann nicht automatisch gleichgesetzt werden mit einem verkappten Fauve-Harlekin, dem man bei Gleichsetzung ja auf dem M-Genort ebenfalls $mM(c)$ unterstellen müsste. Denn Merle wirkt bei unseren beiden Rassen nur auf Eumelanin, nicht auf Phäomelanin – anders beim Australian Shepherd, der im Gegensatz zum Berger auf dem B-Genort auch mit dem Allel b für Leberfarbe ausgestattet sein kann, auf die das Merle-Gen ähnlichen Einfluss nimmt wie auf das Eumelanin bei unseren Rassen. Deshalb gibt es beim Aussie „Fauve-Harlekin“, die deutlich markiert sind, während beim Berger des Pyrénées wegen der ausschließlich auf Eumelanin gerichteten Wirksamkeit des M-Gens durchaus verkappte, d.h. äußerst schwach markierte „Fauve-Harlekin“ möglich sind, die im Gegensatz zu unseren Schiefergrauen nicht unbedingt und ausschließlich mit $M(c)$, sondern mit einem unverkürzten M ausgestattet sein können. Paart man nun zwei verkappte Fauve-Harlekin, so ergibt sich das Risiko, dass Nachkommen dieser Paarung mit MM ausgestattet sind – und das kann dann durchaus (muss aber nicht automatisch) zu den o.g. Gesundheitsstörungen führen.

Wir wissen nicht, ob die Standardautoren der 1920er Jahre diese Risiken schon kannten. Die LOF-Eintragungen der 1920er und 1930er Jahre zeigen eine bunte Vielfalt der Fellfarben, darunter auch eindeutig als Fauve-Harlekin bezeichnete oder interpretierbare Bergers. Diese LOF-Eintragungen sind im Gegensatz zur deutschen Gepflogenheit keine Welpeneintragungen, sondern ausschließlich Eintragungen von zur Zucht zugelassenen Hunden. Neben der Standardforderung, im Merle-Bereich ausschließlich Schwarz-Grau-Harlekin zu verwenden, praktizierte man also durchaus die pyrenäische Tradition des Fauve-Harlekens – und das in der offiziellen Zucht!



Foto 15: Mausgraue Bergerhündin aus der Zuchtstätte „de la Petite Noire“ – Schwarz (K(b)) wird auf dem D-Genort durch dd zu Mausgrau verdünnt Foto: Gabriele Metz

Wo wir gerade bei den traditionellen Fellfarben sind, sollte eine weitere „problematische“ Farbe nicht ungenannt bleiben: Mausgrau. Man könnte behaupten, dass sie vom Standard abgedeckt sei, weil der Standard ja von Grau in verschiedenen Tonalitäten spricht – und Mausgrau ist ja nun mal auch Grau. Allerdings schließt ein anderer Passus des Standards einige mausgraue Hunde von der Zucht aus, denn er fordert ja den Ausschluss von Hunden, deren Nasenspiegel nicht absolut schwarz ist. Nun gibt es mausgraue Hunde, deren Nasenspiegel schwarz ist, manchmal sogar absolut schwarz (sie sind vielleicht mit Dd ausgestattet), es gibt aber auch mausgraue Bergers, deren Nasenspiegel grau-blau wirkt (= dd), jedenfalls nicht schwarz, und schon gar nicht absolut schwarz. Was nun? Das muss sich Bernard Sénac-Lagrange auch gefragt haben, als er 1952 ein Manuskript zum Berger des Pyrénées verfasste, in dem er auf einer von gut 50 Seiten die Farben des Langhaar-Bergers auflistet – und

„Gris-Souris“ Mausgrau auf der Seite 29 seines Manuskripts explizit in die Farbenliste aufnimmt (ich füge diese Liste auf S. 60 ein). Wir haben nach dem ersten Auftreten von Mausgrau in unserer Population beschlossen, diese bislang nicht gekannte Farbe zu tolerieren mit der Empfehlung, möglichst nicht mausgraue Bergers miteinander zu paaren, weil wir nicht wissen, wie sich diese „Intensivierung“ von Mausgrau aufs Eumelanin und auf die Pigmentierung der Iris auswirken wird. Eine Versuchspaarung könnte man aber durchaus mal wagen.

Abschließend zu den Fellfarben und ihrem Verhältnis zur Tradition können wir noch kurz die traditionelle Bezeichnung einiger Farben betrachten: Für uns ist ein Harlekin das, was in der Farbgenetik der Träger des dominanten M-Allels ist, kurz: Ein Merle. In der Farbgenetik versteht man unter Harlekin – man kugele nach der Harlekin-Variante der Deutschen Dogge – genetisch etwas Anderes als ein

Merle-Merkmalsträger (genetisch ist Harlekin ein dem Merle-Genort nachgeschalteter Genort). Trotzdem bezeichnen wir unsere Merle-Hunde weiterhin der Tradition getreu als Harlekin. Gleiches gilt für Rotschimmel, eine Fehlbezeichnung für Bergers mit fauver Grundfarbe, die von Weiß überschwemmt wird (= $A(y) A(y) s(p) s(p)$), was genetisch nichts zu tun hat mit Roan (= echter Rotschimmel), das auf dem T-Genort geregelt wird vom Allel $T(r)$. Gleiches gilt für Isabelle, das in der Farbgenetik ein Synonym für Lilac ist (auf dem D-Genort statt DD mit dd = dilution = Verdünnung ausgestattet) und eine andere Farbe bezeichnet als unser pyrenäisches Isabelle. Und das pyrenäische Schiefergrau ist in der Farbgenetik ein kryptisches Merle: Wenn wir uns das Merle-Gen körperlich-bildlich vorstellen, so hat es einen kleinen Kopf, einen etwas größeren Körper und einen in der Länge variablen Schwanz – diese Merkmale des M-Gens kennen wir erst seit 2006, als Molekulargenetiker das SILV-Gen bei der Maus genauer untersucht haben (SILV = Silber = Hellgrau). In diesem „Schwanz“ steckt die genetische Information für die Verdünnung und Scheckung der Grundfarbe Schwarz zu mehr oder weniger grauen und mehr oder weniger großen Flecken auf schwarzem Grund – bzw. umgekehrt. Ist die Verdünnung und Scheckung so minimal, dass man sie mit bloßem Auge nicht erkennen kann, so nennt die Farbgenetik diesen Zustand des Merle-Gens „cryptic“, also verkappt, und verändert die symbolische Schreibweise dieses Gens von M zu M(c), wobei das c für cryptic steht. Damit wird kein drittes Allel auf dem M-Genort behauptet, sondern nur der Zustand des dominanten M-Allels präziser dargestellt. Die pyrenäische Tradition wusste das alles schon lange vor der Molekulargenetik, nur nicht so differenziert, als sie für die Schiefergrauen festhielt, dass sie auch Wechselaugen haben können – wie die „Harlekin“, pardon, wie die „richtigen“ Merle-

Merkmalsträger (allerdings können auch Non-Merle schiefergrau (aber nicht gescheckt) sein und zusätzlich blaue Augen haben). Auch hier bleiben wir bei der traditionellen Bezeichnung, auch wenn sie kryptische Merle auf kryptische Schwarz-Grau-Harlekin vereingt und verkappte Fauve-Harlekin außen vor lässt. Und das auch immer noch ganz im Sinn des Standards, der ja nur *eine* Grundfarbe für Harlekin zulässt, allerdings mit verschiedenen „Tonalitäten“, wovon Schiefergrau eine ganz besondere ist, die der Standard entsprechend hervorhebt.

Die Farbenliste des Berger des Pyrénées,

erstellt von Bernard Sénac-Lagrange im Jahr 1952:

1. **Schwarz**
Reines Schwarz
Schlecht gefärbtes Schwarz (mit rötlichem Schimmer)
Schwarz mit einigen weißen Stellen
2. **Grau**
Mausgrau
Schiefergrau (mit blauem Schimmer)
Dunkles Grau (überwiegend schwarze Haare)
Helles Grau (überwiegend weiße Haare)
Grau mit einigen weißen Stellen
3. **Fauve**
Isabelle
Helles Fauve
Dunkles Fauve
Gekohltes Fauve (mit Beimischung von schwarzen Haaren)
Fauve mit einigen weißen Stellen
4. **Pie-Harlekin (s.u.)**
Gut abgesetzte schwarze Flecken auf mausgrauem Grund
5. **Pie (s.u.) Dreifarbig**
Mischung von schwarzen Flecken, fauven Flecken und mausgrauen Flecken
6. **Gestromt**
Schwarze Streifen auf rötlich-fauvem Grund

Die Farben Pie Dreifarbig und Gestromt kommen nur vor in der Varietät FaceRase. Die Fellfarbe Fauve ist am häufigsten verbreitet in beiden Varietäten.

Erläuterungen zum Anhang und Rückkehr zum Thema Tradition und Standard

Zunächst schlage ich einen Ausflug vor in die Wortgeschichte von **PIE**:

Das französische Wort „PIE“ ist entstanden aus dem lateinischen „pica“ (= die Elster) und könnte auf den ersten Blick wegen der charakteristischen Färbung dieses Vogels dazu verleiten, es mit „Schwarz-Weiß“ zu übersetzen. Demnach wäre ein „Pie Arlequin“ ein Schwarz-Weiß-Harlekin. Das ist aber zu kurz gesprochen.

Pica (= die Elster) ist die weibliche Form von Picus, und das ist die lateinische Bezeichnung für Buntspecht. Der Grünspecht beispielsweise heißt im Französischen Pic Vert, und wir erkennen mühelos, dass Pic, Pica und Picus ursprünglich nichts mit der Farbe der jeweiligen Vögel, sondern etwas mit ihrer charakteristischen Aktivität zu tun haben: Sie picken etwas auf oder in etwas hinein. Womit wir auch gleich die deutsche Form von Pic kennengelernt haben, auch hier gibt es keinen Bezug zur Farbe. Pic bezeichnet im Französischen u.a. neben der Hacke auch die Bergspitze, z.B. den Pic du Midi de Bigorre, und die geographische Bezeichnung Pic entspricht auf der Bedeutungsebene der deutschen Bezeichnung Horn, z.B. Matterhorn, Nebelhorn usw. Wir erkennen, dass auch im weiteren Verwendungsgebiet der Wortwurzel Pic Farben keine Rolle spielen. Diese Erkenntnis wird im Französischen gestützt durch die Tatsache, dass mit PIE nicht nur eine schwarz und weiß gescheckte Färbung beispielsweise von Hund, Pferd und Kuh bezeichnet wird, sondern auch mit dem entsprechenden Zusatz eine weiß und rotgelbe Scheckung, beim Pferd allgemein die Scheckung, und mit dem Zusatz „bai“ als „Pie bai“ beim Pferd einen Braun-schecken.

Dass PIE also nicht vorschnell mit Schwarz-Weiß übersetzt werden darf, sagt uns Sénac-Lagrange im nächsten Abschnitt 5, wo er von „PIE Tricolore“ spricht. Weder in Abschnitt 4 noch in Abschnitt 5 wird Weiß überhaupt erwähnt: Die Elster als PIE darf uns also nicht dazu verleiten, PIE mit Schwarz-Weiß gleichzusetzen. Dazu müssen wir uns den Gebrauch von PIE im Französischen noch näher ansehen: Es gibt eine kleine, lokale Rinderrasse in der Bretagne, die zwar weiße Extremitäten hat, aber einen hauptsächlich schwarz gefärbten Mantel mit nur wenigen und kleinen weißen Flecken – an der poetischen Bezeichnung „Mantel“ für diese charakteristische Zeichnung wird uns in der Rekonkretisierung deutlich, dass ein eigentlich weißes Tier einen schwarzen Mantel angezogen hat: Der Mantel ist Zutat zur Grundfarbe. Diese bretonische Rinderrasse wird PIE NOIRE genannt (mein Dank für diesen Hinweis an dieser Stelle an Charles Douillard). Sehen wir uns um in der französischen kynologischen Literatur, dann stellen wir fest, dass PIE zur Zeit von Sénac-Lagrange viel öfter verwendet wurde als heutzutage. Das liegt an einem Grundirrtum der früheren Kynologen, der heute von der Genetik korrigiert ist: Wir wissen heute, dass das von den rezessiven Allelen des S-Genorts verursachte Weiß eine Zugabe zur Grundfarbe ist, während die frühen Kynologen davon ausgingen, dass Weiß die Grundfarbe ist und die andere(n) Farbe(n) eine Zutat darstellen. Nehmen wir versuchsweise den frühen Standpunkt ein, den von Sénac-Lagrange beispielsweise, dann bedeutet die Farbangabe PIE ARLEQUIN nichts weiter, als dass ein Hund mit der Grundfarbe Weiß zusätzlich schwarze und graue Scheckungen aufweist. Weiter: Ein Hund mit der Farbe PIE TRICOLEUR ist aus

dieser Perspektive ein Hund mit weißer Grundfarbe und schwarzen, mausgrauen und fauven Flecken.

Das Problem ist nun, dass ein Berger mit einer Scheckung von schwarzen, fauven und mausgrauen Flecken – also ein PIE TRICOLORE – ein „Harlekin“ (= Merle) ist, als solcher aber von Sénac-Lagrange nicht erkannt werden konnte und als solcher auch nicht bezeichnet werden konnte. Denn mit den Erkenntnissen heutiger Genetik wissen wir ja, dass es sich nicht um einen Hund mit weißer Grundfarbe handelt, sondern in diesem konkreten Fall um einen schwarz-lohfarbenen Hund, der auf dem M-Genort mit Mm ausgestattet ist. Die Scheckung kommt nicht, wie Sénac-Lagrange irrtümlich und noch nicht in Kenntnis genetischer Terminologie dachte, vom S-Genort (von dem kommen nur die weißen Anteile), sondern vom M-Genort. Da sich Mm nicht auswirkt auf reines Fauve (auf gekohltes Fauve (= Fauve Charbonné) aber schon), bleiben die fauven Anteile unverändert und nur das Schwarz von Schwarz-Lohfarben wird stellenweise zu Maus- oder Silbergrau verdünnt. Auch die Kohlung in den fauven Haaren kann von Mm verdünnt werden zu dunkel- bis silbergrau (von Sénac-Lagrange immer als Mausgrau bezeichnet), ist aber nur je nach Intensität der Kohlung zu erkennen. Hier setzt nun die Kritik Pécoult ein, der diese kaum oder gar nicht erkennbaren Fauve-Harlekin für riskant in der Zucht hält und daher ausdrücklich auf ihrer Unterdrückung besteht.

Was ist von dieser Vorsichtsmaßnahme zu halten? Ich gestehe, dass ich sie immer für übertrieben hielt – und auch heute noch halte ich sie für übertrieben, aber: ich bin vorsichtiger geworden. Denn: Wenn Mm bei unseren Rassen nicht auf reines Fauve wirkt, sondern nur aufs Eumelanin (vulgo: Schwarz), dann besteht durchaus die Möglichkeit, dass man

zwei verkappte Fauve-Harlekin miteinander paart, d.h. dass man zwei Mm-Träger paart, die zu 25% MM-Nachkommen bringen können (wie ich oben schon darlegte). Ob dies in unseren Rassen grundsätzlich oder oft mit gesundheitlichen Defekten gekoppelt ist, könnten nur Versuchspaarungen erweisen, die sich aus ethischen Gründen verbieten. Die pyrenäischen Hirten konnten Nachkommen mit Defekten entbehren – und sie taten dies aktiv, dessen können wir gewiss sein. Den Untergang unserer beiden Hütehundrassen hat diese Praxis der Selektion aber offensichtlich nicht bewirkt...

Wenn Sénac-Lagrange dann abschließend erklärt, dass PIE Tricolore und Gestromt nur bei Glatthaar-Berger vorkommen, so wissen wir, dass Gestromt durchaus beim Langhaar-Berger vorkommt. Wenn also die erste Hälfte dieses Satzes nicht zutrifft, warum sollte dann die zweite Hälfte richtig sein? Genau: Es gab immer auch schwarz-lohfarbene „Harlekin“ in unseren **beiden** Rassen.

Wir sehen mit den Hexen in Shakespeares „Macbeth“, dass der Merksatz *Fair is foul and foul is fair* zu gewissen Teilen auch auf den Standard und die ihn begleitenden Texte der frühen Berger-Kenner zutrifft: „Harlekin“ ist nicht genetisch Harlekin, sondern Merle. „Isabelle“ ist nicht genetisch Isabelle (= EE bb dd), sondern ein sehr helles Fauve (von Sénac-Lagrange entsprechend gelistet). „Schiefergrau“ ist nicht einfach ein sehr dunkles, bläuliches Grau, sondern genetisch M(c), verkapptes Merle ohne Schadwirkung. „Rotschimmel“, französisch *Rouan Vineux*, ist nicht engl. Roan (= große weiße Flecken, die mit fauven und schwarzen Haaren durchsetzt sind = T(r)), sondern eine weiße Grundfläche mit schwarzen, später fauven Flecken, unregelmäßig in Form, Anzahl und Größe, in der französischen

Bezeichnung *Fauve charbonné à panachure blanche moyenne* = PIE Coloré = Weiß und Fauve, genetisch A(y)A(y)s(p)s(p). Trotz dieser verhexten Widersprüche gelingt uns der Spagat zwischen diesen traditionellen Bezeichnungen und ihrem molekulargenetischen Gehalt. Und was ist nun in diesem verhexten Kontext mit „Mausgrau“ anzufangen? Meint Sénac-Lagrange mit „Mausgrau“ tatsächlich jenes genetische Mausgrau,

das mit einer bläulich-grünlichen Aufhellung des Nasenspiegels und mit gelblichen Augen einhergehen kann? Oder ist es für ihn nur eine Tonalität innerhalb von Grau, wie er ja auch entsprechend listet? Und wenn er „Mausgrau“ also nicht im heutigen genetischen Sinn auffassen sollte, dann gerät er auch nicht in Widerspruch zur Vorschrift des Standards, dass der Nasenspiegel absolut schwarz sein soll. Wenn diese An-

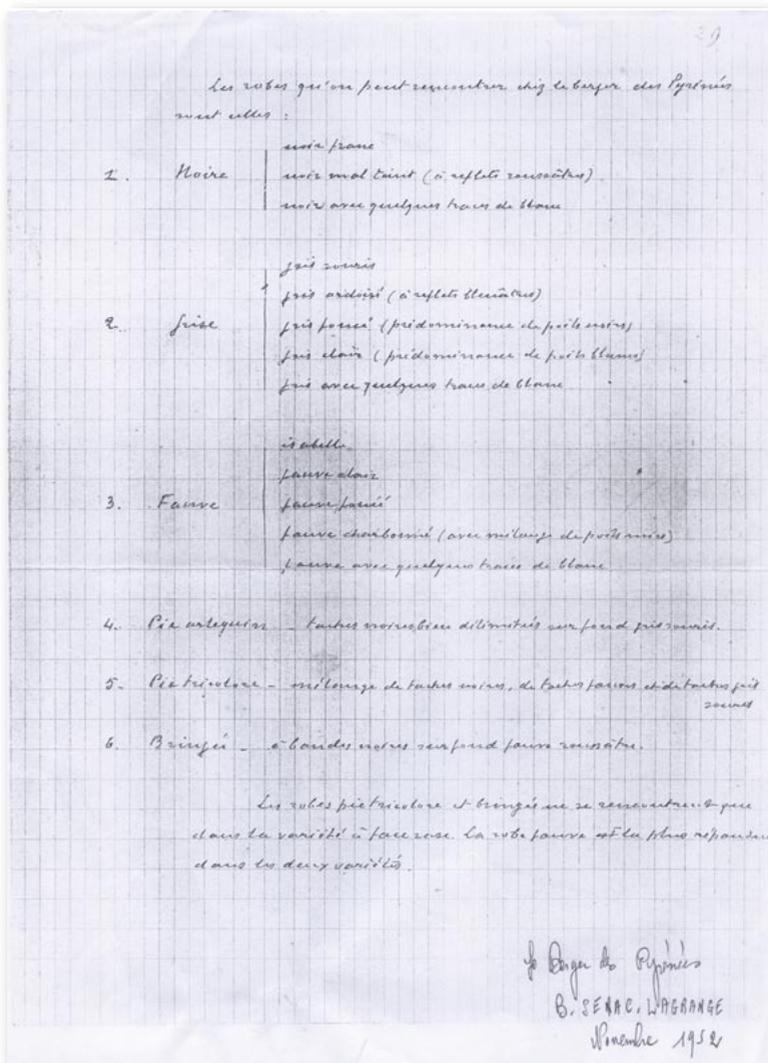


Abbildung 16:
Manuskript
BSL

nahme auf verhexte Weise zuträfe, was machten wir dann mit unseren tatsächlich im genetischen Sinn mausgrauen Bergers? Zu dieser Frage muss es aber gar nicht erst kommen: Betrachten wir noch einmal – diesmal mit editorischem Auge – das Manuskript von Sénac-Lagrange hinsichtlich der Abteilung 2 – Graue Fellfarbe: s. Abb. 16:

Wir erkennen, dass *gris souris* eine Sonderstellung in der Auflistung der Tonalitäten von Grau einnimmt. Unterhalb von *gris souris* beginnt eine Skala, die aufsteigt von dunkelstem Grau – *gris ardoisé* – über dunkles Grau – *gris foncé* – zu hellem Grau – *gris clair* – zu grau mit einigen weißen Spuren. Die Sonderstellung von *gris souris* wird auch noch betont durch eine scheinbare Nebensächlichkeit, die angesichts der sorgfältig geplanten und durchgeführten Gliederung und Niederschrift dieser Farbenliste kein Zufall sein kann: Wir erkennen in dem vertikalen Strich links vor den Tonalitäten von Grau einen sehr kurzen Schrägstrich in der Form eines Kommas zwischen *gris souris* und *gris ardoisé* – da es in der Liste insgesamt kein weiteres Zeichen dieser Art gibt, kann man nicht davon ausgehen, dass der Autor sich hier vielleicht in der Zeile vertan hat. Und angesichts der feingliedrigen Feder des Autors und der Vorbedachtheit dessen, was er niederschrieb, sollte man auch nicht von einer Nachlässigkeit ausgehen. Ich deute dieses Zeichen als einen Trennungsstrich zwischen Mausgrau und den nachfolgenden Grautönungen – und mithin als die Andeutung einer von den anderen Tönungen unterschiedlichen Qualität. Ich weiß, dass Nichtphilologen die Wissenschaft vom Text für eine altertümliche Variante des modernen Fußballspiels halten, genauer gesagt: Für Koranthenkickerei, aber das stört mich nicht. Selbst ein Komma kann eine erhebliche Wirkung haben – das Spiel-

ergebnis für den FC Bayern sieht je nach Vorhandensein oder Abwesenheit des Kommas sicher anders aus, wenn der lange verletzte Robben und nicht der lange, verletzte Robben mitspielt. Und mit Gustave Flaubert zu sprechen: Ein Komma kann manchmal aufregender sein als eine schöne Frau – und Flaubert kannte sich nicht nur mit *Emma Bovary* bestens aus. Auch Friedrich Hölderlin war weder dem Reiz des schönen Geschlechts noch dem des Kommas abgeneigt, was er dem schwäbischen Dichter Waiblinger mit auf den geistigen Weg gab, als dieser ihm aus Hölderlins Roman *Hyperion* begeistert und überschwänglich einen Abschnitt rezitierte und an einer Stelle falsch betonte. Hölderlin nahm ihm das Buch aus der Hand, orientierte sich kurz auf der entsprechenden Seite und verwies mit dem Finger auf ein Komma, das Waiblinger übersehen hatte: *Sehen Sie hier, werter Herr, ein Komma!* Und ließ den Begeisterten im Interpunktions-Regen stehen.

Nun ist Sénac-Lagrange weder Flaubert noch Hölderlin, aber er war wie diese gewiss ein äußerst sorgfältiger Autor, der jedes Wort wog, bevor er es niederschrieb. Warum dann nicht auch bei einem scheinbar nebensächlichen Zeichen? Und wo wir gerade bei scheinbaren Nebensächlichkeiten sind: Ist es Zufall, dass die drei vertikalen Striche *unterhalb* der ersten Tonalität der jeweiligen Hauptfarbe beginnen? Da Sénac-Lagrange Rechenpapier verwendet, könnten die drei Vertikalstriche eine Aufgabe haben, die ihnen in der Mathematik zukommt: Sie zeigen dort u.a. die Einschränkung des Definitionsbereichs einer gegebenen Funktion an.

Will der Autor mit dem Vertikalstrich die Besonderheit von Echtem Schwarz, von Mausgrau und von Isabelle hervorheben? Ahnt er die Besonderheit der genetischen

Ausstattung der Merkmalsträger dieser Tonalitäten im Vergleich zu den jeweils nachfolgenden?

Schwarz mit rötlichem Schimmer in den Haarspitzen kommt meistens vor bei schwarzen Bergern, auch bei Bribards z.B., die mischerbig für Schwarz sind (= K(b) K(y); y steht hier für *yellow*, reinerbiges K(y) K(y) blockiert die anderen Allele des K-Genorts und öffnet den A-Genort, in unseren beiden Rassen meistens für A(y) = fauve). Ahnt Sénac-Lagrange die Mischerbigkeit K(b) K(y) A(y) A(y) von schwarzen Bergern mit rötlichem Schimmer? Es scheint so.

Mausgrau steht ebenfalls für sich allein, während der vertikale Strich die nachfolgenden vier Tonalitäten von Grau zu einer Einheit zusammenfasst. Auch hier wissen wir aus der Molekulargenetik, dass Mausgrau durch einen anderen Genort bewirkt wird als die anderen vier Grautönungen. Ahnt Sénac-Lagrange diesen genetischen Unterschied? Es scheint so.

Isabelle ist im Gegensatz zu den anderen Fauvetönungen bei der Geburt des Welpen nicht erkennbar, die zu Beginn weißen Extremitäten färben sich erst in den kommenden Wochen nach der Geburt zu einem „schmutzigen Grau“ ein. Ahnt Sénac-Lagrange diesen genetischen Unterschied? Es scheint so.

Man kann die züchterische Kompetenz von Bernard Sénac-Lagrange nicht überschätzen. Dieser introvertierte Stratege kannte zwar die Farbgenetik nicht, die erst mit Littles Veröffentlichungen am Ende der 1950er Jahre in Schwung kam, aber das heißt noch lange nicht, dass er sich nicht seine Privatgenetik erstellt hat, die offensichtlich den späteren Ergebnissen der Wissenschaft keineswegs widerspricht.

Wir sehen: Eine intensive Beschäftigung mit der Tradition ist für das tiefere Verständnis unserer Rassen und der Zucht dieser Rassen unerlässlich. Schon die frühen Standardentwürfe und Standards sowie die frühen Versionen des ersten von der FCI offiziell anerkannten Standards bergen zwar viel Tradition in sich, sind aber ohne diese Tradition nicht schlüssig zu verstehen und anzuwenden. Für mich ist die Version von 1948 die wichtigste, da sie die letzte ist, die noch von Bernard Sénac-Lagrange verantwortet wurde. Das Manuskript zum Berger des Pyrénées, das er im November 1952 in Reinschrift brachte, war vielleicht gedacht für eine separate Veröffentlichung in einem zukünftigen *Annuaire* (Jahrbuch) der RACP oder in einem Buch über die pyrenäischen Hunderassen. Leider ist es dazu nicht mehr gekommen – der Autor starb Anfang 1954. Seine Nachfolger im Vorsitz der RACP – allesamt joviale Taktiker – hatten leider keine strategischen Fähigkeiten, jedenfalls keine, die der Sache hätten nutzen können. Und wenn sich dann so ein Taktiker am Standard verhebt, indem er ihn entrümpeln will und dabei die letzten verbliebenen Wurzeln zur pyrenäischen Tradition in einem Kahlschlag kappt, dann führt das nicht zu einer Entrümpelung, sondern zu einer geistigen Verstümmelung des Standards. Und wenn in der aktuellen Ausgabe des *Bulletins* der RACP (N° 106, S. 1 und S. 68-71) der aktuelle Vorsitzende der RACP sich über den beklagenswerten Zustand der Rasse Montagne des Pyrénées äußert und in diesem Zusammenhang den Standard empfiehlt, so entbehrt dieses Lamento und dieses Rezept nicht einer gewissen unfreiwilligen Komik:

Man muss ihn (den Standard) lesen, ihn wieder lesen, ihn nochmals lesen. Man kann auch unsere Standards in den Fassungen von vor fast einem

Jahrhundert lesen, die in dieser Zeitschrift schon veröffentlicht wurden, und die ich nun in dieser Ausgabe wieder veröffentliche. Durch den Vergleich dieser Versionen kann man sehen, wie diese Beschreibung des idealen Hundes verfeinert wurde, indem man wachsamst das Wesentliche bewahrt hat.

Ach, was wäre es doch schön, wenn dem wirklich so wäre! Weder wurde die Beschreibung des idealen Hundes verfeinert, als man für den Berger des Pyrénées ein Schädellänge-Fanglänge-Verhältnis von 66,66% zu 33,33% jahrelang im Standard als Zuchtziel ausgab, noch wurde wachsamst das Wesentliche bewahrt, als man die Gleichsetzung des Kopfs mit dem des Braunbären getilgt hat. Die Lektüre und Re-Lektüre und nochmalige Lektüre eines Standards zu empfehlen, ohne als Vorsitzender die Rückbindung des Standards an die pyrenäische Tradition zu gewährleis-

ten, ist ein kynologischer Offenbarungseid. Zumal die Klage über den Zustand des Montagne des Pyrénées wortwörtlich schon im vorigen Jahr nach der Clubschau vom RACP-Vorsitzenden erhoben und auf Besserung in diesem und im nächsten Jahr gehofft wurde.

Wer als Züchter von Berger des Pyrénées glaubt, auf die Kenntnis der pyrenäischen Tradition verzichten zu können, sei es aus Gedankenlosigkeit, die eigene Einfachheit zum Maß aller Dinge erhebend (*ich hab es gern einfach!*), sei es aus prädelementieller Anmaßung (*was soll dieser Braunbärenblödsinn?*) oder sei es aus Idiosynkrasie (*wir wollen ja alle keine Inzucht!*) – wer also glaubt, ohne pyrenäische Tradition pyrenäische Hunde züchten zu können, der wird in wenigen Generationen vom richtigen Weg abkommen und zum Schluss scheitern. ■

